



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Düsel, Friedrich: Das Alte Testament und der Dichter des Heliand

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auf politischem und wissenschaftlichem Gebiete mehr und mehr entwickelt wird. Neuerdings reden wir viel von unserm Deutschtum, und es ist gewiß kein bloßer Begriff, aber es steckt in jedem einzelnen Volkstum, wie nach Dürer die Kunst in der Natur.

(Fortsetzung folgt)



Das Alte Testament und der Dichter des Heliand

Von Friedrich Düssel (in Berlin)



Im Frühjahr vorigen Jahres kam der germanistischen Wissenschaft die Nachricht von einem Funde, die in allen Kreisen lebhafteste Teilnahme und freudige Hoffnungen erweckte. Denn diesmal handelte es sich nicht bloß um eine Vermehrung des altdeutschen Sprachstoffs, die allein der Statistik unsrer germanischen Grammatik zu gute käme, sondern um die Vermehrung unsers dichterischen National-schatzes, aus der das geschichtliche Bild unsers Volksgemüths und Volksscharacters, unsrer Volksart und Volkskunst neue, wesentliche Züge gewinnen mußte. In der Vatikanischen Bibliothek in Rom saß der Heidelberger Oberbibliothekar Professor Dr. Zangemeister und forschte im Auftrage der badischen Regierung nach lateinischen Handschriften, die aus der ehemaligen Bibliotheca Palatina unter die päpstlichen Schätze der ewigen Stadt verschlagen worden waren. Aber es ging ihm wie Saul, dem Sohne Kis, der auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand. In einem lateinischen Sammelbände, mitten unter wertlosen astronomischen und nekrologischen Kalenderaufzeichnungen, fand er unerwartet beträchtliche, bisher unbekannte Bruchstücke einer alt-sächsischen, d. h. in altniederdeutscher Sprache abgefaßten Bibeldichtung, einen „Goldschatz in steinigem Acker.“ Jeder, der mit den ältesten Schätzen unsrer deutschen Nationallitteratur einigermaßen vertraut ist, wußte sofort, daß es sich da um ein Gegenstück, wenn nicht um eine Geschwisterdichtung zu dem sogenannten Heliand handeln mußte, des einzigen Gedichts, das in alt-sächsischer Sprache auf uns gekommen ist. Der Heliand (Heiland) ist eine Evangelienharmonie aus dem neunten Jahrhundert, der Zeit der sächsischen Christenbekehrung, zunächst ein Werk der Seelsorge und Glaubensstärkung zu Nutz und Frommen der neubekehrten Gemüther, die, hartnäckig und treu am Alten hangend, wie es Stammesart war, noch immer nur gar zu gern wider den christlichen

Stachel lecken mochten. Der Verfasser war kein ungelehrter Bauer, der hinter dem Pfluge ging und allein aus der Kenntniss des Neuen Testaments und altererbter Sangeskunst gedichtet hätte, wie man lange Zeit geglaubt hat, sondern saß in der bücherbelleideten Zelle eines Klosters und war ausgestattet mit der gelehrten Bildung seiner Zeit, die ihre liebsten Quellen in den lateinischen Kirchenvätern und Bibelauslegungen fand. Diese Buchgelehrsamkeit verleugnet denn auch der Heliand in keinem Stück, und es erscheint heute wunderbar, daß solche augenfällige Spuren lateinischer Exegese nicht schon viel früher erkannt und auf geistlichen Ursprung der Dichtung gedeutet worden sind; aber erst zu Ende der sechziger Jahre hat eine umfangreiche Quellenuntersuchung, die alle im neunten Jahrhundert geläufigen Bibelkommentare heranzog, allseitig überzeugend festgestellt, daß der Dichter des Heliand nur ein gelehrter Geistlicher gewesen sein kann.

Doch Jugend und erste Entwicklung dieses Mannes können unmöglich in den engen Klostermauern verblüht sein; die bestimmenden Eindrücke seines äußern und innern Lebens muß ihm eine frische, fröhliche Gemeinschaft mit den unverbildeten Laienkreisen seines Volks vermittelt haben, die sich ihr Sinnen und Denken einzig und allein aus dem klaren, unverfälschten Vorn heimischer Sitte und Überlieferung speisen ließen. Denn Auffassung, Darstellung und Form seines Gedichts sind durch und durch volkstümlich geblieben; der gelehrte Schreibfaß der Klosterzelle, den sich seine Eitelkeit nun einmal nicht versagen mochte, hat den echtgermanischen Gehalt des Werkes wohl mit einigen Flecken und Schnörkeln entstellt, in die Poren aber ist er ihm glücklicherweise nicht gedrungen. Auch in dem Fegefeuer so lateinischer Schulung hat sich die deutsche Volksseele, die in dem sächsischen Sängerkreis webte und wirkte, auf allen wesentlichen Punkten siegreich behauptet. Wahrscheinlich kam ihr dabei die Macht der Gewohnheit und Übung zu Hilfe, die ihre Kräfte, ehe sie dem Kreuze Christi dienstbar wurden, an den Stoffen deutscher Götter- und Helden Sage gestärkt hatte. Jedenfalls bewährte sich gleich in der Auffassung des biblischen Stoffes der umbildende Geist des germanischen Heldenideals. Der Heiland, dessen Erdenwandel der tapfere Sachse sang, wurde zum Volkskönig, die Schar der Jünger zu seinen treuen Gefolgsleuten. Mut, Tapferkeit, weiser Rat und milde Freigebigkeit sollten auch hier ihren alten Preis bewahren, und was dem in den Evangelien widersprach, wurde weggelassen oder mit kühnem Eigenwillen dem heimischen Empfinden gerecht gemacht. Dem eben noch heidnischen Sachsen durfte man nicht zumuten, auch noch den linken Backen darzubieten, wenn der rechte seinen Streich empfangen hatte, und als Jesus nach Judäa gehen will, wo ihm die Steinigung droht, verlangte der deutsche Hörer von den Jüngern, daß sie bei dieser Gelegenheit dem lieben Herrn ihre unbedingte Treue schwüren und ihr Leben an das seinige knüpften. Und so erklärt denn auch Thomas: „Das ist des Gefolgsmannes Ruhm, daß

er zur Seite seines Herrn standhalte, ohne zu wanken, für ihn freiwillig sterbe. Denn nur wenn wir vor dem Feinde mit unserm Herrn sterben, dann folgt uns Ehre nach, guter Leumund unter den Leuten.“ Das ist gewiß ein echtes Echo jener rühmenden Worte des Tacitus über germanische Gefolgstreue: „Schimpf und Schande fürs ganze Leben bedeutet es ihnen, seinen Führer vor dem Feinde verlieren und selber lebend heimkommen.“ Als nun aber die Jünger ihren Herrn endlich doch verlassen (Matth. 26, 56), da sucht der Germane, dem solcher Treubruch unerhört war, ängstlich nach einer Erklärung, um die Fliehenden nicht der Verachtung seiner Hörer preiszugeben: „Es war lange vorher der Wahrsager Wort, entschuldigt er sie, daß es so geschehen sollte, deshalb konnten sie es nicht vermeiden.“ Auch bei Petri Verleumdung war der geraden Seele des Dichters offenbar nicht wohl, wie sein gewundener Ausdruck verrät; aber mit frohem Behagen verweilt er bei der einzigen Streit- szene, die das Neue Testament bietet, wie derselbe Petrus seinen Herrn mit dem Schwerte verteidigt und dem Malchus ein Ohr abhaut. Daß Christus, der mächtige Volkskönig (euningo rikeöst oder craktigöst) demütig auf einer Eselin seinen Einzug in Jerusalem hielt, wollte ihm auch nicht in den Kopf, weshalb er diesen Zug als zu würdelos einfach unterdrückt; desto wohler fühlt er sich bei der Schilderung der Hochzeit zu Kana, wo er die altgermanische Freude an einem tüchtigen Trunk in der außerordentlich lebendigen und glücklichen Ausmalung des Gelages sich genugthun läßt. Auch die Natur des heiligen Landes muß sich dem Klima der Heimat anpassen; deutlich merkt man, daß sich über diese deutsche Evangelienerzählung ein rauherer Himmel spannt als über Galiläa und Samaria, und beim Fischzug und Seesturm spürt man einen kräftigen Hauch jener niederdeutschen Nordseebrise, die durch unsre Gudrun weht. Ja selbst von dem alten Laube des Heidentums sitzen noch einige Blätter an den frischbegrünten Zweigen: noch schimmert der Glaube an mehrere Götter durch, die Seelen der gestorbenen Helden fahren in Hells liches Reich, in die strahlenden Wohnungen, die grüne Aue Gottes, und der Engel vom Himmel kommt in dem Federhemde Lokis oder der Schwanenjungfrauen.

Deutsch und volkstümlich wie diese Auffassung und Darstellungsart ist auch die Form des Heliand. Das kennzeichnende Merkmal unsrer ältesten deutschen Dichtungen ist der Stabreim, d. h. der gleiche Anklang der sinn- schweren Wörter einer Zeile, wie es sich unter der Herrschaft des immer die Anfangsilbe betonenden germanischen Accents ausbildete. Alle Vokale gelten dabei für alliterirenden Gleichklang, weil man vor jedem denselben konsonantischen Stimmeinsatz zu vernehmen meinte, etwa den Spiritus asper der Griechen. Das Grundmaß der altgermanischen Epik, die namentlich im Angelsächsischen, Altsächsischen und Altnordischen zu Hause ist, ist der zweimal gehobne Kurzvers mit zwei Vierteltakten; zu Anfang eines Takts steht je eine Hebung, während für die sogenannten Senkungen ursprünglich die größte Mannichfaltigkeit denkbar

ist. Je zwei solcher Kurzverse werden nun durch den gleichen Stabreim zu einer metrischen Einheit verbunden, zu der germanischen Langzeile, in der für gewöhnlich die zwei Hebungen des ersten Kurzverses mit der ersten des zweiten den gleichen Stab tragen.

Máthêus endi Márkus

so wárun thia mán hétana

lautet ein Vers des Heliand. Man muß sich heute, wo uns durch die quantifizierende Metrik der klassischen Sprachen noch immer das eingeborne Gefühl unsrer heimischen Betonungsgefesse verwirrt ist, förmlich erst auf sich selbst bestimmen, um die völlige innere Übereinstimmung zwischen dieser Accentuirung und unsrer natürlichen Sprechweise zu erkennen. Hat man es aber einmal dazu gebracht, dann gleiten und hüpfen, springen und fluten diese Verse dahin wie die beweglichen Wellen eines Bachs, der bald sanft im Thale fließt, bald schäumend und brausend sich über Fels und Gerölle stürzt. Wie diese äußere Form, das alte angestammte Erbe unsrer unvermischten Volksdichtung, so trägt auch der sprachliche Ausdruck des altsächsischen Epos die deutlichen Kennzeichen unsers germanischen Stils. Seine reiche Fülle fest geprägter Formeln und typischer Wendungen giebt sich sofort als Gemeingut unsrer ältesten Poesie kund. Die Ausdrücke für Kampf und Sturm, Wehr und Waffe, Herr und Gefolgsmann werden natürlich, weil sie im Mittelpunkte des altgermanischen Lebens standen, von diesen schmückenden Umschreibungen hauptsächlich betroffen. So bezeichnet der Heliand den König als medomgebo, Kleinodspender, hóggebo, Ringspender, rádgebo, Ratgeber; den Krieger als helmberand, Helmträger, und wápenberand, Waffenträger; den Kampf selbst als wáпно spil und wáпно nid, und die Verwendung dieses Formelschatzes ist stehend, wie im griechischen Epos. Es ist klar, daß dieser hergebrachte Stil, über den eine im ganzen Volke verbreitete Kunstkenntnis getreulich wachte, eine sattelfeste Technik erforderte, die gelernt und geübt sein wollte. Und über sie, mag er sonst sein, was er wollte, verfügte der Dichter des Heliand im vollsten Maße. Er steht durchaus unter dem helfenden Segen dieser volkstümlichen Überlieferung, auch ein berufsmäßiger Sänger der alten Sachsen, ein scop, wie er in ihrer Sprache hieß, hätte seine Aufgabe schwerlich besser und kunstmäßiger lösen können.

Alles in allem haben wir also in der altsächsischen Helianddichtung, trotz des geistlichen Inhalts, ein Denkmal germanischen Gemüts, Geistes und Formsinns, wie wir es reiner und unverfälschter nur noch im Hildebrandsliede und im angelsächsischen Beowulf aufbewahrt haben. Diese germanische Eigenart im mühsamen Ringkampf mit der fremden Welt- und Lebensanschauung des jungen Christentums zu sehen, machte dies Werk des christlichen Germanen, des volkstümlichen Geistlichen, doppelt anziehend. Nun hatten sich — so ließ das frohe Heureka! aus Rom erwarten — aus derselben Zeit, vielleicht aus

der Hand desselben Dichters, ansehnliche Bruchstücke einer zweiten altfächsischen Bibeldichtung gefunden, diesmal einer alttestamentlichen. Durfte man sich nicht noch reichere und tiefere Kunde von der ursprünglichen Art germanischen Wesens versprechen, wenn nun hier sein jugendlicher Geist die umbildende Kraft seiner unverzärtelten Triebe an der jüdischen Moral und Lebensauffassung erproben würde? Gewiß, und diese Hoffnung ward auch nicht getäuscht.

Daß die Kunde von der Vatikanischen Entdeckung völlig überraschend gekommen wäre, kann man nicht sagen: eine Spur ihrer Existenz hatte sich durch die Jahrhunderte zu uns herübergerettet. Sie war aufgezeichnet in der sogenannten Praefatio (Vorrede), die sich, aus irgend einer altertümlichen Ausgabe übernommen, in dem *Catalogus testium veritatis* (Verzeichnis von Zeugen der — evangelischen — Wahrheit) des der Lutherischen Sache eifrig ergebenen Theologen Flacius Illyricus aufbewahrt fand (1562). An ihrer Echtheit war nicht zu zweifeln. Ausdrücklich aber sagte sie, daß auf Ludwigs des Frommen Anregung ein nicht mehr unberühmter sächsischer Sänger das Alte und das Neue Testament in deutscher Zunge poetisch bearbeitet habe, und daß seine Darstellung, bei der Erschaffung der Welt beginnend, immer das Wichtigste auswählend, bis an das Ende des Alten und des Neuen Testaments gelangt sei. Machte es dieses Zeugnis von vornherein höchst wahrscheinlich, daß die neu aufgefundenen Bruchstücke von demselben Verfasser stammten wie die Helianddichtung, so erhebt die völlige Übereinstimmung der Arbeitsweise, des Formelschatzes, der Metrik u. s. w. den gleichen Ursprung der beiden Dichtungsteile über allen Zweifel; nur hypohesengierige Querköpfigkeit kann daran zweifeln. Welche von den Bearbeitungen, ob die alt- oder die neutestamentliche, zuerst entstanden ist, läßt sich augenblicklich noch nicht sicher ausmachen; doch ist kein triftiger Grund vorhanden, nicht auch hier der Angabe der Praefatio zu trauen und demnach den Heliand für die spätere zu nehmen. Die alttestamentlichen Bruchstücke sind kühner, frischer und packender als die Evangelien-dichtung, aber mit Recht hat ein holländischer Gelehrter geltend gemacht, daß das auch für den ersten Teil des Goethischen Faust im Vergleich zu dem zweiten gelte, und daß deshalb dieser doch nach, nicht vor dem ersten geschrieben worden sei.

Die uns durch glücklichen Zufall auf dem Lückenraum des lateinischen *Kalendarium*s überlieferten Bruchstücke der altfächsischen Bibeldichtung beschränken sich auf das erste Buch Moses, auf die Genesis. Sie enthalten Adams und Evas Klage nach ihrer Verstoßung aus dem Paradiese, wobei der Dichter einer ältern christlichen Darstellung des Sündenfalles folgt, für unsre Zwecke also keine Beobachtungspunkte darbietet; dann Kains Unterredung mit Gott nach dem begangnen Brudermorde und seine Bestrafung; darauf den Bericht über Adams Nachkommen Seth und Enoch; dann die Verkündigung des über Sodom und Gomorrha beschlossenen Strafgerichts an Abraham; endlich die Schilderung des Untergangs selbst.

Des Dichters Vorlage und Hauptquelle ist die Vulgata, die lateinische Bibelübersetzung des Hieronymus aus dem vierten Jahrhundert. Aber daneben hat er wie für den Heliand ausgiebig die gelehrten Genesiskommentare des Hieronymus, Augustin, Chrysostomus, Isidor, Beda u. a. benutzt, wenn es galt, Erzege zu üben oder Spuren der evangelischen Heilsbotschaft in den Erzählungen der Genesıs aufzudecken. Bei dieser vielseitigen Gebundenheit des Dichters, und vor allem wenn man weiß, wie slavisch in jener Zeit poetische Bearbeitungen geistlicher Federn ihrer biblischen Vorlage zu folgen pflegen, muß es Wunder nehmen, wie frei und eigenmächtig unser Sänger oft mit der Überlieferung umzugehen wagt. So gleich in dem ersten der für uns in Betracht kommenden Abschnitte. Unzweifelhaft hat das in der Gesamtdichtung vorausgehende Stück Abels Ermordung dargestellt. Sie geschah, wie wir aus der zuruckgreifenden Einleitung unsers Abschnitts erfahren, abweichend von der Bibel, die als Thatort einfach einen Acker nennt, in einem tiefen Thale am Strande. Vielleicht glaubte der Dichter, der auch hier bestrebt ist, die biblischen Geschichten auf germanischen, insbesondre niederdeutschen Boden zu verpflanzen, seinen mit Meer, See und Fluß so vertrauten Sachsen ein besonders anschauliches Bild zu geben, wenn er den Acker zu einem Strand- oder Dunenthal machte, bei dem sie alle gewiß sofort eine bestimmt lokalisierte Vorstellung gehabt haben werden. Auch ist wohl zu beachten, wie ein odes Dunenthal die düstere Mord- und nachher die trostlose Klageszene der verlassenen Eltern, die an derselben Stelle stattfindet, stimmungsvoll erhöhen undverstarken mußt. Denkt man sich die Szenerie in ein Gemälde umgesetzt, man würde es schwerlich anders als in Ruysdalischen Farben sehen. Im tiefen Thal bleibt der Erschlagene auf sandiger Lagerstatt liegen, der Brudemorder aber geht heim in seine Behausung. Auch dieser eigentümlichen, unabhängigen Darstellung, die den Mörder von seinem Opfer trennt, liegt eine besonders germanische Vorstellung zu Grunde. Es gab ein strenges Sittengebot für den Germanen, das bestimmte, keine Leiche unbedeckt zu lassen, über dem Körper des Getöteten wenigstens ein Zelt aufzuspannen, wenn der Mörder nicht geächtet werden wollte. Auch mag daran erinnert werden, wieviel schwerer vor den alten Gesetzen ein Mord wog, der heimlich geschehen war.*) Und zwar wurde der Begriff der Heimlichkeit nicht sowohl in den Anfall, als vielmehr in das Verbergen des Leichnams gelegt, weshalb es auch, im Norden wenigstens, unverbruchliches Gesetz für den Totschläger war, sich sofort nach geschehener That öffentlich zu ihr zu bekennen. Beides läßt Cain außer acht, und es ist durchaus wahrscheinlich, daß der Dichter, indem er den Frevler diese heiligen Vorschriften germanischer Rechtsvorstellung verletzen ließ, dessen

*) Mord heißt in der alten Sprache jedes heimlich ausgefuhre Verbrechen; wir haben den Begriff in seiner ursprünglichen Bedeutung noch in unserm „Mordbrenner.“

Ruchlosigkeit und Verwerflichkeit in den Augen seiner Stammesgenossen nur noch augenscheinlicher und eindringlicher machen wollte. Zwei bemerkenswerte Abweichungen hat sich der Dichter ferner in der Strafrede Gottes gestattet. Die Bibel läßt den Herrn in seinem Fluche sagen: „Wenn du die Erde bebauen wirst, wird sie dir ihre Früchte verweigern.“ Das mußte dem Germanen mit seinem geraden, sittlichen Rechtsgefühl, das für offnes Verbrechen offene Strafe wollte, unverständlich oder ungerecht erscheinen. Denn so ist es in der germanischen Welt: wenn die Gottheit Rache nimmt, so thut sie es unmittelbar und trifft, ohne alles „Wenn,“ mit dem raschen Tode. Der Mörder ist der Gottheit verfallen, er ist der *vargr í véum*, wie es altnordisch heißt, der „Wolf im Heiligtum.“*) Die Auffassung aber einer so über die Mäßen indirekten Bestrafung: weil du getötet hast, so soll hinfort deiner Hände Arbeit vergebens sein, ist so ungermanisch wie möglich. Deshalb ließ sie der sächsische Sänger auch ohne weiteres fallen. Nicht besser ist es dem letzten Aussprüche Gottes ergangen, womit er dem Mörder eine Art Trost zuspricht: „Wer Kain tötet, es sei, wer es wolle, der soll siebenfältig bestraft werden.“ Auch mit diesem Gedanken hätte der Germane nichts anzufangen gewußt. Nach dieser Auffassung war die Gemeinschaft Kains mit seinen Sippenossen zerrissen; denn war er infolge des Mords von der Volksgenossenschaft friedlos gemacht, so war er damit zugleich von seiner Sippe geächtet. Es mußte nun von seiten der Sippe entweder Blutrache genommen oder mit dem Mörder eine Sühnevertrag geschlossen werden. Nur wenn ein solcher stattgefunden hatte, wäre eine Strafe für den notwendig gewesen, der den Kain etwa töten würde. Was aber hätte eine siebenfache Bestrafung von Kains Mörder für die germanische Auffassung bedeutet? Sie hätte sich doch höchstens auf eine siebenfache Buße, auf siebenfaches Wergeld beziehen können; solche Erhöhungen des geläufigen Wergeldsatzes kommen aber lediglich in Anbetracht gewisser Standes- oder Berufsverhältnisse vor, niemals aber in Rücksicht darauf, ob der Getötete mehr oder minder den Tod verdient hatte. Aber nicht bloß ungermanisch, auch spezifisch jüdisch mußte diese Stelle unserm Dichter erscheinen, schon wegen der dem Judentum geheiligten Siebenzahl, auf deren Erklärung und mystische Deutung die Kommentare lange Auseinandersetzungen verwenden.

Nach der Entfernung Kains wird zunächst sein Geschlechtsregister, als Einschleissel von rein jüdisch-historischem Wert, überschlagen und dadurch sofort der Übergang zu den nun doppelt betrübteten Eltern gewonnen. Ein neuer Sohn wird ihnen geschenkt. Aber während sich die alttestamentliche Genesis begnügt, diesen Sprößling Seth einfach als „Ersatz“ für den erschlagenen Abel

*) Wolf heißt der Geächtete, weil er friedlos geht wie das Raubtier des Waldes; auch in dem Namen Wolfdietrich, um den sich im deutschen Altertum ein ganzer Sagenkreis schlang, bedeutet der erste Bestandteil „der Verbannte, der Geächtete.“

zu bezeichnen, legt der germanische Dichter den verwaisten Eltern, gerührt von ihrem leidvollen Geschick, eine lange, lyrisch stimmungsvolle Klage in den Mund über den verlorenen Abel und seinen mörderischen Bruder. Und dem Künstler, der zu Anfang der Erzählung das großartige Gemälde von der am öden Strand einsam liegenden Leiche des Erschlagenen und der Flucht seines Mörders schuf, ist es auch hier gelungen, ein paar erschütternde Bilder zu entwerfen. Das eine zeigt die Mutter, „die den Knaben genährt hatte, das Kind an ihrer Brust,“ wie sie das blutige Gewand des Toten wäscht, und wie dabei der Schmerz über beide Söhne, über den für immer verlorenen und über den gottverlassenen Brudermörder, sie überwältigt; das andre, wie beide Gatten gramvoll am Ufer stehen, an der Stelle, wo ihr Sohn ermordet worden ist, und sich selbst anklagen daß es ihre eignen Sünden verschuldet hätten, wenn sie nun kinderlos blieben, und kein edler Sohn ihr Erbe würde. Diese Stellen würden, wenn wir sonst keine Zeugnisse dafür hätten, allein imstande sein, den Verfasser der altfächsischen Genesisbruchstücke als einen Dichter zu erweisen, der nicht nur mit Geschmack und Geschick zu bearbeiten und poetisch nachzubilden, sondern auch aus eigener schöpferischer Phantasie selbst dichterisch zu erfinden, zu schauen und ergreifend darzustellen verstand.

Wie die Geschlechtsreihe Kains, so wird nun auch die Seths als geschichtliche That von ausschließlich jüdischem Interesse übergangen und nur mit kurzer, aber scharfer Charakteristik in wirkungsvollen Gegensatz zu den Kainiten gebracht. Auf Schritt und Tritt verrät sich hier die lebhafte und seelsorgerische Absicht des Dichters: das Gute und deshalb Vorbildliche wird in seinem Glanze erhöht, das Böse und als abschreckendes Beispiel aufgestellte in seiner Schwärze noch dunkler und häßlicher gefärbt, und mit feierlich erhobnem Finger auf Gottes Allmacht und strafende Gerechtigkeit, aber auch auf seine Gnade und Belohnung des Guten gewiesen. Die Schilderung der Nachkommenschaft Kains als riesenhafte, kraftvolle und hartgemute Helden, aber auch gewaltsame, jähe und trotzig Empörer wider Gottes Willen empfängt ihre Anregung aus der Bibel, aber nicht ohne auch hier gerade erst die lebhaftesten und eindruckvollsten Farben aus Eignem hinzuzuthun, wie sie dem Sachsen des neunten Jahrhunderts, dem Zeitgenossen Widukinds, aus lebendiger Anschauung oder aus den Quellen heimischer Sage gewiß reichlich zu Gebote standen: die den Riesen beigelegten feindseligen und zerstörerischen Eigenschaften entsprechen durchaus der Charakteristik, die ihnen der germanische Mythos und die germanische Sage verleihen.

Mit der geschilderten Verworfenheit der Kainiten ist der Faden gefunden, der zu der Erzählung von der allgemeinen Verderbnis des Menschengeschlechts hinüberleitet, wie sie durch die Vermischung von Kains und Seths Nachkommen entsteht. Nur ein einziger hebt sich als Reiner aus dem Psuhl des Verderbens: Enoch. Die Genesis bietet für den gottgefälligen Wandel des Enoch nur die

pleonastisch wiederholte Bemerkung: ambulavit cum Deo (er wandelte mit Gott). Wieder vervollständigt der altsächsische Dichter diesen einen Zug zu einem fatten Gemälde, das völlig germanische Farbentöne zeigt. Enoch wird geradezu als germanischer erl (Edeling) geschildert, gleich groß im Kampf wie im Rat: tapfer und tüchtig, weise und wortklog, wobei freilich der „gottgefällige Wandel“ aus der Bibel einigermaßen zu kurz kommt:

Nur saß bei ihnen ein Mann von Edlings Gesinnung,
 Tapfer und tüchtig, ein Herz ohne Tadel,
 Weiß und wortklog, gewißigt im Denken,
 Enoch war er geheissen usw.

„Und Enoch entschwand, denn Gott entführte ihn mit sich,“ berichtet die Bibel. Diese kurze Bemerkung greift der sächsische scop begierig auf und dehnt ihren Inhalt zu breitem Redestrome aus; mußte er doch Rücksicht nehmen auf die wunderfreudigen, naiven Gemüter seiner Sachsen, die solcher handfesten Mittel zur Anregung ihrer Aufmerksamkeit und Vorstellungskraft wohl bedurften. Unabhängig von der alttestamentlichen Genesis hat dann der Dichter mit diesem Wunder von der Entrückung Enochs ferner den in der christlichen Mythologie des Mittelalters so beliebten und verbreiteten Mythos vom Antichrist eingeschaltet, der auch vor ihm schon von christlichen Dichtern mit dem Namen Enoch verquickt worden war. Nach der Darstellung unsrer Genesisdichtung behält Gott den Enoch so lange bei sich in seiner Herrlichkeit, bis die Zeit kommt, wo er ihn den Menschen als Lehrer herab auf die Erde senden wird. Dann aber naht der böse Feind, der Antichrist, und seinem scharfen Schwert erliegt Enoch. Die Seele des nun wirklich Gestorbenen wandelt dann wieder den Weg zu Gott, und ihn zu rächen, sendet der Herr seinen Engel (Michael); der nimmt dem Antichrist das Leben und fällt den Feind. Das Volk aber wird wieder zu Gottes Reich zurückgeführt, und die Welt wird Frieden haben. Man sieht, auch an dieser Stelle war es eine mannhafteste Kampfschilderung, die der germanische Dichter in die biblische Erzählung einschmuggelte. Da konnte doch einmal wieder von Hieb und Schwertschlag die Rede sein, was, wie der Sänger wohl wußte, seine Sachsen immer packte, und was auch seinen eignen epischen Stil anzog, wie das Eisen den Mann.

Mit der Antichristepisode bricht das zweite Bruchstück ab. Es folgt nun sofort die Erzählung des Strafgerichts, das Gott über Sodom und Gomorrha verhängt. Was der sächsische Dichter von den dazwischenliegenden biblischen Geschichten etwa noch bearbeitet hat, sind uns die durch den verfügbaren Raum sehr beschränkten Eintragungen des mönchischen Schreibers schuldig geblieben; wir wissen also nicht, welche Kapitel unter den folgenden ihn angezogen haben, welche er übergangen hat. Vermuten aber können wir wohl, daß der glückliche Bearbeiter des Seesturms im Heliand sich die Schilderung der Sintflut und ihrer großen dramatischen Wirkungen, sowie den frommen Noah nicht

wird haben entgehen lassen, daß sich ihm ferner die Geschichte vom Turmbau zu Babel des lebendigen Bildes wegen, das daraus mit leichter Mühe zu gestalten war, als ein lockender Gipfelpunkt der Genesiserzählungen empfahl, und daß endlich auch die Hauptzüge der in den Kapiteln 12 bis 17 erzählten Geschichte Abrahams, namentlich soweit sie Metall zur Ausprägung lehrhafter Weisungen und Vorschriften bot, dargestellt waren.

Bei Kapitel 18 der Genesis beginnt unser drittes Bruchstück, in dem man deutlich zwei Abschnitte unterscheiden kann. Der erste behandelt die Verkündigung des über Sodom und Gomorrha verhängten Strafgerichts an Abraham; der zweite Lots Errettung und den Untergang der sündhaften Städte. Ungemein rasch, lebendig und anschaulich wird die Begegnung des Herrn und seiner Engel mit dem gerade bei einem Opfer beschäftigten Abraham dargestellt. Die Fußwaschung, die der Germane an nichts ähnliches seiner heimischen Bräuche anknüpfen konnte, die ihn also fremd anmuten und ihm unverständlich bleiben mußte, samt der Bewirtung des Herrn, die den hohen Himmelskönig doch gar zu menschlich bedürftig erscheinen ließ, wird verschwiegen, wie ähnlich im Heliand die verschiedenen Sabbathentweihungen und Waschungsstreitigkeiten getilgt sind. Aber damit nicht genug: auch die ganze Episode der wiederholten Verheißung Isaaks mit dem ungläubigen Lachen der Sarah, der Gott noch im neunzigsten Lebensjahre einen Sohn verspricht, bleibt unerwähnt. Dies mußte dem Dichter, der im Heliand den sonderbaren Aufzug des Johannes in der Wüste, sowie den vom Täufer geäußerten Zweifel an Jesu Messiaschaft mit mißbilligendem Stillschweigen übergeht, im höchsten Grade anstößig und widerwärtig erscheinen, zumal da die Vulgata in der Wahl ihrer Ausdrücke hier nicht gerade zart verfährt. Überdies mochte dem Sänger die Furcht kommen, daß seine Hörer, denen Lachen und Ehrfurcht schwerlich verträgliche Dinge waren, Sarahs Einwurf mißverstanden — sei es auch nur als Zweifel an der Zuverlässigkeit göttlicher Voraussagung — und sich einen ganz falschen Vers darauf machten. Einer ähnlichen Erwägung zuliebe hat der deutsche Bearbeiter ferner die Fürbitte umgestaltet, die Abraham für die Sodomiter einlegt. Im Alten Testament bittet Abraham den Herrn, sie zu verschonen, wenn er fünfzig, dann, wenn er fünfundvierzig, dann, wenn er vierzig, dann, wenn er dreißig, dann, wenn er zwanzig, und endlich, wenn er zehn Gerechte darin fände. Dieses Feilschen um die Errettung der Stadt — so darf man das berechnende, bohrende und lauende „Herunterhandeln“ des verschlagenen Semiten, der seinen Gott sozusagen wie einen gutmütigen Geschäftsfreund behandelt, wohl bezeichnen — ist in unserer Dichtung von der fünfsfachen Wiederholung des barmherzigen Kunstgriffs, die die Genesis hat, auf eine zweifache herabgesetzt (von fünfzig über dreißig sofort auf zehn). Man darf hier wohl getrost behaupten, ohne sich einer deutschtümelnden Schönfärberei schuldig zu machen, daß dem geraden, allen Winkelzügen abholden

Germanen dies Ablisten und Abdrängen widerwärtig erschien, und daß er sich deshalb gedrängt fühlte, den orientalischen Ballast, wenn auch nicht ganz über Bord zu werfen, so doch zu verringern. Der Schluß des Abschnitts betont, unabhängig von der Quelle, noch einmal die demütige Gottergebenheit Abrahams durch Kniefall und Opferversprechen, um wegen seines freimütigen Verkehrs mit Gott auch nicht den geringsten Verdacht einer unziemlichen Überhebung gegen ihn aufkommen zu lassen. Dann entfernt sich Abraham, wie in der Genesis, und die Engel gehen nach Sodom, wie es Gott bestimmt hat.

Das letzte Bruchstück ist eine Bearbeitung der Verse Kapitel 19, 1—26 des ersten Buchs Moses. Es erzählt die Erlebnisse der Engel in Sodom, die Errettung Lots und die Zerstörung der Stadt. Was die Folge der Ereignisse betrifft, so ist diese hier gegenüber der alttestamentlichen Darstellung ganz verändert. Während dort gleich die Begegnung der Engel mit dem am Abend vor seiner Thür sitzenden Lot erzählt wird, läßt unser Dichter die Boten zunächst allein durch die Stadt gehen, wobei sie „in jedem Hause sündige Leute Frevel verüben hören und das Seufzen der dem Tode Geweihten.“ Diese Erfahrung reicht hin, die Engel von der allgemeinen Sündenverderbnis der Sodomiter zu überzeugen; der nächtliche Sturm auf Lots Haus bleibt weg. Wenn sich der Dichter, den sonst alles Anschauliche und Handlungsvolle lockt, ein so lebendiges und bewegtes Bild entgehen ließ, wie es die Bibel in der Erzählung jenes Überfalls entwirft, so müssen ihn zu dieser Entsaugung triftige Bedenken vermocht haben. Und in der That mußten die unnatürlichen, orientalisches gefärbten Gelüste der Sodomiter, wie sie sich in der Genesis bei ihrem Anschlag ganz unverhüllt äußern, sowie Lots abscheuliches Angebot, ihnen anstatt der Gastfreunde lieber seine eignen Töchter preiszugeben, einem auf die moralische Erziehung seiner Hörer bedachten Sänger als sehr zweifelhafte und gefährliche Motive erscheinen, ganz abgesehen von dem widerwärtigen Eindruck, den er offenbar selbst von diesen Dingen empfing. Deshalb setzte er an die Stelle von Päderastie und väterlicher Kuppelerei das dem Germanen verständlichere und geläufigere Verbrechen des Mords. Als Verfänger zu diesen Freveln werden, unabhängig von der biblischen Vorlage, die *fiund*, die *wreda wihti* (böse Wichte) genannt, ein Entgegenkommen des Dichters zu Gunsten der immer nach Konkretem und Persönlichem verlangenden naiven Vorstellungskraft seiner Sachsen, sowie ihres altheimischen, tief eingewurzelten Aberglaubens. Auch unser Dichter also verstand sich auf den alten Missionar-kunstgriff, der gern diese oder jene der angestammten heidnischen Vorstellungen unangetastet ließ oder sich begnügte, sie rein äußerlich mit einem christlichen Mäntelchen zu bedecken. Denn *wikti* sind Gestalten urgermanischer Mythologie und bedeuteten dem Sachsen des neunten Jahrhunderts, ähnlich wie die Elfen, jene kleinen feelischen Wesen, die in nächtlichem Treiben geschäftig sind, Unheil zu säen und Böses zu stiften.

Erst nach der selbständigen Erforschung der sittlichen Zustände in Sodoms Straßen begeben sich nun die Engel zu Lot. Seine Einführung geschieht mit reichlichen eignen Zuthaten des Dichters, die für seine Charakteristik nicht unwichtig sind. Lot, dem demütigen Gottesknecht des Alten Testaments, wie seinem Weibe leiht der Germane adliches Geschlecht: er ist der adalburdig man, seine Ehehälfte die idis adalboren. Diese Beziehungen haben ihre Ursache in der Thatsache, daß das germanische Epos durchgehend Thaten des Adels verherrlicht: nur die edle Abstammung erwirbt das Lied des Sängers. Daher sind auch die aus den Evangelien in den Heliand übernommenen Personen, wenn sie irgend eine Rolle spielen, von hoher Abkunft: die doch aus den niedrigsten Volkskreisen stammenden Jünger heißen erlos adalborana (edelbürtige Männer), und selbst der ungenannte Säemann des Gleichnisses ist ein adales man. Auch die Lot sonst noch beigelegten Eigenschaften, mannhafte Tüchtigkeit und weiser Rat, sind ganz nach dem Herzen des germanischen Heldenliedes damaliger Zeit.

Wie der Dichter die Natur zu beleben und allgemeine Angaben anschaulich zu individualisieren versteht, mögen zwei hierher gehörige Beispiele zeigen. Anstatt der trocknen Zeitangabe „des Abends,“ mit der sich die Bibel begnügt, heißt es im Altsächsischen:

Thuo te sedla hneg sunna thiu hwita,
allaro bokno beratost . . .

Als sich zu Lager ließ leuchtend die Sonne,
Aller Gestirne strahlendstes . . .

und statt des kargen cum vidisset eos (da er sie sah) steht:

Thuo gisah he an haband engilos tuone
gangen thea gardos . . .

Da sah er am Abend zwei Engel gehen
Sin zu den Gehöften . . .

Die Bewirtung der Engel, von der auch hier die Bibel erzählt, bleibt wie bei Abraham weg, weil es dem jungen Christentum anstößig erschien, daß auch himmlische Wesen leibliche Bedürfnisse und Genüsse kannten; dafür findet sich aber auch hier wieder, wie bei Abrahams Einführung, Lots demütige Dienstfertigkeit desto nachdrücklicher und umständlicher betont. Man hat gegen diese Darstellung eingewendet, Lots Gastfreundschaft erscheine hier viel weniger verdienstvoll als in der Bibel, da er die Engel ja sofort als Engel erkenne und lange nicht auf eine so harte Probe gestellt werde wie im Alten Testament, das ihn selbst seine Töchter preisgeben läßt, um seine Gastfreundschaft im hellsten Lichte zu zeigen. Ja, wenn nur das Verdienst dieser Gastfreundschaft nicht gerade mit solchem Preise hätte erkaufte werden müssen! Um aus seiner vollstümlichen Dichtung ein solches Schandmal der Gesinnung des edeln Lot

zu tilgen, durfte der Sänger, dessen Volke alles, was weibliche Zucht und häusliche Sitte hieß, heilig und unverletzlich war, wohl die Motivierung und Charakteristik einigermaßen Einbuße erleiden lassen.

Wie schön und anschaulich ist aber nun wieder gegenüber der knappen Zeitbestimmung der Vulgata (cumque esset mane: da es Tag wurde) die Stimmung des anbrechenden Morgens getroffen:

Suart furdhur skred
 narowa naht an skion, nahida moragan,
 an allara selida gihwem uhtfugal sang,
 fora daga huoam.

Schwarz nun verschwand
 Neblige Nacht in die Wolken, nah kam der Morgen;
 In Haus und Gehosten im Kreis Hahnkehlen krahn,
 Des Gevogels frühste.

Eine ähnliche Rolle spielt der Hahn auch bei der Schilderung des Weltuntergangs in der Boluspa, einem Seherliede der Edda. Auf dem Hügel von Sotunheim (Riesenheim) sitzt Eggther, der frohe Wächter, und schlägt die Harse. Dann heißt es: „über ihm sang im Vogelholze ein schön roter Hahn, Fialarr genannt. Sang ob den Asen Gullinkambi (Goldkamm): der weckt die Männer in Heervaters Hause. Aber ein anderer singt unter der Erde unten, ein ruroter Hahn in den Sälen der Hel.“ Dann bellt laut der Höllenhund Garmr, der gefesselte Fenrir reißt sich los. Auch unter den Menschen sind alle Bande gelöst, die ganze Natur lebt, die Esche Yggdrasil zittert, die Götter stürmen zum Kampfe, die Ragnarok (Gottergeschick) brechen herein, dann erlischt auch das Sonnenlicht, die Erde sinkt ins Meer, und die Lohe schlägt bis in den Himmel: das ist der Muspell, die Weltvernichtung. Litterarische Benutzung dieser Stelle ist ausgeschlossen; denn jenes Eddalied wurde erst im dreizehnten Jahrhundert niedergeschrieben. Aber entstanden sein kann es mit der alt-sächsischen Heliand- und Genesisdichtung ungefähr gleichzeitig. Und wenn man auch erst für Gedichte des zehnten Jahrhunderts Verwertung der Boluspa nachgewiesen hat, so könnte die angeführte Stelle doch wohl die Gelufigkeit des von unsrer Genesisstelle verwendeten Naturbildes in der germanischen Vorstellungswelt verbürgen. Damit halte ich aber den mythischen und poetischen Wert der alt-sächsischen Morgenschilderung noch nicht für erschöpft. Otto Lüning (Die Natur, ihre Auffassung und poetische Verwendung in der alt-germanischen und mittelhochdeutschen Epik bis zum Abschlusse der Blütezeit, 1889) hat mit Hilfe einer reichen Sammlung von Belegstoffen die uhte, die „Vormorgendammerung,“ in der altgermanischen Poesie als eine Weckerin trüber Gedanken und Verkundigerin schlimmer Ereignisse erwiesen. Namentlich die angelsächsische Dichtung, die ja in düstern Bildern — hierin eine Vorluferin der sogenannten Ossianischen Lieder — förmlich schwelgt, verwendet die uhte

zu solchen Stimmungszwecken oft und mannichfach. Der Widifid, eins der ältesten und ehrwürdigsten Denkmäler altenglischer und germanischer Poesie überhaupt, prägt sogar das bezeichnende Wort *uhtcearu*, Morgendämmerungskummer, und ähnliche unheimliches Grauen weckende Zusammenfügungen mit *uht* kommen im *Beowulf* vor: *eald uhtsceatha*, der Schädiger zur Zeit des Morgenrauens (für Grendel), *eald uhtfloga* (für den Drachen) u. a. Wenn wir bedenken, wie die Bibel an der hier in Betracht kommenden Stelle die Natur völlig teilnahmslos bleiben läßt, indem das glänzende Gestirn der Sonne an dem fürchterlichen Zerstörungstage gerade so hell aufgeht wie an jedem andern, dem Gott seinen Segen giebt, wie wir in unserm deutschen Gedicht hingegen das düstere Schreckensereignis sich vorausspiegeln sehen in der teilnehmenden Natur, wie sich der Dichter diese für seine poetischen Zwecke dienstbar zu machen weiß, so werden wir doch in dieser bewußten und gewiß selbständigen Zuthat des Sängers ein beredtes Zeugnis seiner Kunst und seines germanischen Empfindens erblicken dürfen.

Auch die nun folgende Hinausführung Lots durch die Engel ist ziemlich frei gestaltet: wie in der Bibel fassen ihn die Engel bei der Hand, geleiten ihn und seine Angehörigen vor die Stadt und heißen ihnen, sich nicht umzuschauen. Dagegen bleibt Lots Gesuch, ihm statt des Gebirges lieber die nahe Stadt Segor (Sora) anzuweisen, und alles, was sich unmittelbar daran schließt, ganz weg. Es erschien dem für Erbauungszwecke arbeitenden Dichter als ein Einschub von rein jüdisch-geschichtlichem Werte und als ein neuer Beweis gottlosen Unglaubens, da Lot mit diesem Ansinnen ja doch Zweifel in Gottes unfehlbare Weisheit zu setzen schien, wie es auch die Kommentare auslegen.

Nachdem Lot mit seiner Familie geborgen ist, nimmt die Zerstörung der Stadt ihren Anfang. Fünfzehn Verse unsrer Dichtung schildern die Katastrophe nach den äußerst sparsamen Angaben der Genesis Kapitel 19, 24. 25. Von den einzelnen Erscheinungen des himmlischen Strafgerichts finden sich an der betreffenden Stelle der Bibel nur zwei aufgeführt: es fällt Schwefel und Feuer vom Himmel, und der ganze Landstrich mit allem, was darauf ist, mit seinem Aufbau, seinen Bewohnern und seinem gesamten Pflanzenwuchs wird um und umgekehrt. Beides hat die altsächsische Dichtung auch; außerdem aber fügt der Dichter noch manches hinzu. Woher die einzelnen Züge geschöpft sind, läßt sich nicht feststellen, will auch für die Erkenntnis der dichterischen Eigenart des germanischen Sängers wenig bedeuten. Nur eins lehrt uns eine Vergleichung des altsächsischen Textes mit dem der Vulgata mit Gewißheit, daß nämlich der Bearbeiter bei der Schilderung der hereinbrechenden Zerstörung das Bedürfnis gefühlt hat, mit reichern und glühendern Farben zu malen als seine sparsame Vorlage. Und auch das dient schon zur Kennzeichnung seiner künstlerischen Persönlichkeit. Er war sich jedenfalls bewußt, daß er sich nicht mit der Rolle des Zaunkönigs zu begnügen brauchte,

sondern daß ihn auch eigne Flügel trügen, wenn ihn ein aus der heimischen Dichtung und Sage vertrautes Ziel lockte. Muspilli und Rognaröt (wie sie die Böluspa erzählt) drängten sich vielleicht in seine Erinnerung, und das Erbe einer in der Schilderung alles Furchtbaren und Gewaltigen wohlgeübten heimischen Dichtersprache bot seine wirkungsvollen Stilmittel dar. Mit diesem Schatz in Kopf und Herzen sang er nun vom Untergang Sodoms und Gomorrhas so:

Da wars Tag worden.

Da erhob sich ein Heulen zur Himmelsöhhe,
 Ein Bersten und Brechen, und die Burgen erfüllten
 Qualmende Dämpfe; zu quellen vom Himmel kam
 Fallendes Feuer, es schrie der Frevler
 Rauchlose Rote. Reißendes Feuer fing
 Breitburgige Siedlung: brennend stand alles,
 Stein und Erde, und so mancher streitbare Mann
 Schwankte und schwand, Schwefel in Flammen
 Ziel auf die Firste: die Frevler empfinden
 Lasters Lohngehd. Das Land nun versank,
 Die Erd in den Abgrund, umgekehrt wurde
 Sodoms Bestiedlung, unverkehrt blieb nicht eines
 Von Männern und Maiden, ins Meer des Todes
 Ward alles verwandelt, wies bewahrt sich bis heute,
 Hutengefüllt.

Der Schluß dieses Abschnitts berichtet von der Verwandlung von Lots Frau in eine Salzsäule. Einem Dichter, der gern mit starken Schlußeffekten oder anschaulichen, dem Gedächtnis sich einprägenden und in die Zukunft weisenden Bildern arbeitet, wird sich dieses Ereignis von vornherein als der glücklichste Abschluß der ganzen Schilderung empfohlen haben. Auch hier ist die Darstellung wieder bedeutend erweitert und ausgeschmückt. Zeit, Situation, Grund und Ursache des Umschauens werden angegeben, und Lots adliche Frau wird uns als ein aus Gutem — denn adalboren setzt für den Germanen auch eine edle Gesinnung voraus — und Bösem gemischter Charakter näher gebracht: ihr Schicksal rührt uns mit etwas wie tragischem Mitleid:

Thuo siu an them berega gistuod (stand) endi under bak bisach (rückwärts sah),
 thuo ward siu to stene, thar siu standan seal (soll)
 mannum to marthu (zur Kunde) obar middilgard (Erde)
 after hewardage (in Ewigkeit), so lango so thius erda lebot.

Mit diesen Versen enden die neu aufgefundenen altsächsischen Genesisbruchstücke; die Geschichte Lots und seiner Töchter wird nicht weiter verfolgt. Und schwerlich hat auch ein in der verloren gegangnen Gesamtdichtung vielleicht folgender Teil Lot wieder eingeführt. Wer die schmutzigen Sünden der Sodomitier übergang, mußte die schamlose, blutschänderische Unzucht, die Lots Töchter mit ihrem trunken gemachten Water treiben, erst recht verschweigen. Auch sonst

wird der Dichter, vorausgesetzt, daß er eine fortlaufende Genesisdichtung hat schaffen wollen, aus dem Inhalt der folgenden Genesiskapitel manches weggelassen haben, zum Teil weil es Anstößiges enthält (Abraham giebt dem Abimelech sein Weib Sarah hin, als wäre es seine Schwester, Kapitel 20), hauptsächlich aber wohl, weil es nichts Einheitliches darbot. Möglich, daß ihn zunächst Hagar und Ismael in der Wüste und ihre Errettung durch Gottes Stimme angezogen hat; wahrscheinlich, daß der Prediger christlicher Demut und christlichen Gehorsams die Prüfung Abrahams durch die ihm von Gott auferlegte Opferung Isaaks mit ihrer dramatisch bewegten und spannenden Handlung begierig ergriff und in seinem nächsten Gesange den segnenden Engel Gottes (Kapitel 22, 15 ff.) ein feierliches, wirkungsvolles Amen sprechen ließ.

Außer diesen zunächst hervortretenden Zügen weist die altsächsische Bibeldichtung auch in manchen Einzelwendungen selbständige Eigentümlichkeiten auf, die mit der germanischen Stammesart, Sitte, Mythe und Lebensanschauung zusammenhängen. So leistet Abraham, ohne daß die biblische Vorlage etwas Entsprechendes dafür böte, seinem himmlischen Herrn mit seiner frommen Gehorsamserklärung geradezu den Treuschwur des deutschen Gefolgsmannes: *Ik biun thi u egan seale, hold endi gihorig, thu bist mi herro so guod, medmo so mildi. . . Ik libbio bi thinum lehene . . . muot ik thi fragon nu, warod thu sigidrohtin sidon willeas?* (Ich bin dein Eigenknecht, hold und hörig; du bist mein guter Herr, an Gaben so mild; mein Leben ist dein Lehngut: darf ich dich nun fragen, wohin du, Siegesherr, ziehen willst?) Die Wohnstätte des Helden heißt mit Bezug auf eine der schönsten und hervorstechendsten, schon von Tacitus gerühmten Tugenden des deutschen Hauses der *gestseli* (Gastsaal), und wenn vom Freien die Rede ist, klingt in dem Ausdruck noch ein deutlicher Nachklang der altgermanischen Sitte des Brautkaufs: *Bigunnan im copun tuo weros wit undor tuisk* (Es begannen da die Männer unter sich Weiber zu kaufen). In der Wendung *huiribit thi u seola, thie gest an guodan weg schimmert* vielleicht noch die germanische Vorstellung von dem Tode als einer Kriegsfahrt durch, wie auch das kriegerische *sîd* im Heliand öfter für Todesfahrt gebraucht wird. Führt aber die Seele anstatt des guten Weges den bösen, so findet sie die Hölle, *thia suarton hell ginon gradaga, die gierig gährende*. Der Dichter stellt sich den Ort der Verdammnis, wie aus einer andern Stelle hervorgeht, wie eine Polargegend zur Zeit der langen Nacht vor, nur mit Hinzufügung großer Feuer, in die die Bewohner von Zeit zu Zeit hineingeworfen werden. Diese Feuer aber erscheinen ihm wie lebendige Ungeheuer, die in hungriger, unersättlicher Gier den Rachen aufsperrten, ihre Opfer zu empfangen; eine mythische Erinnerung an das Unheimliche und Ungeheure und an die Untiere der Tiefe aus der alten germanischen Volksfage klingt nach. Wie unsere Dichtung bei jeder Gelegenheit nachdrücklich allen Zweifel an der guten Vorsehung Gottes abwehrt, ist schon hervor-

gehoben wurden. Nichts war dem jungen germanischen Christentum anstößiger und verhaßter als der Zweifel; der Eingang von Wolframs Parzival allein kann es lehren. Zögern und abwarten wie in der Bibel darf der von Gott geleitete Lot bei unserm Dichter auch keinen Augenblick, vielmehr wird ausdrücklich sein williger und folgsamer Gehorsam betont; und als sich der Engel des Bösen (bei der Schilderung des Sündenfalls) wider Gott erhebt und dieser seine prometheische Überhebung mit dem Sturz aus dem Himmel straft, da fügt die Dichtung hinzu: „So geschieht es jedermann, der es unternimmt, sich seinem Herrn zu widersetzen.“ Fremd und unheimlich wie der Zweifel war dem christlichen Germanen auch alle Halbheit in Lohn und Strafe. Dem Verbrecher gebührt in seinen Augen Tod oder Verbannung; daß er nach frevelhafter That durch Glück und Gnade wieder zu Ehren komme, ist ihm zuwider. Deshalb wird der biblische Bericht über Nains Anbau im Lande Nod, südlich von Eden, wo er eine neue Heimat findet, kurzer Hand beiseite geschoben. Sollte der Brudermörder wieder zu festem Sitz und blühender Familie kommen, zu diesen Gaben belohnender Verzeihung? Würde nicht die über ihn verhängte Strafe durch diesen Ausgang verkürzt und zerbröckelt? Viel wirkungsvoller, wenn er „von Gott verlassen“ (habda ina god selbo suido farsakanon: es hatte sich Gott unwiderruflich von ihm losgesagt) ein für allemal vom Schauplatz verschwindet, nachdem ihm seine Strafe verkündet ist.

Drei sittliche Mächte, haben wir gesehen, ringen in unsrer altsächsischen Bibeldichtung: das Judentum, das ihr den Stoff geliefert hat, und Christen- und Deutschtum, die beide in der Seele des nach- und umbildenden Dichters mit einander wetteifern, mit einander streiten, sich anziehen und fliehen, sich fördern und hemmen, aber jene friedliche Versöhnung, kraft deren es vielleicht möglich geworden wäre, den Geist des gemeinsamen Widersachers ganz hinauszutreiben, nicht haben finden können. Auch einzeln vermochte es weder der Christ noch der Germane in unserm altsächsischen Dichter. Sie waren beide nicht ganz, rein, voll und ungebrochen: dem Germanen hatte das Kreuz des neuen Glaubens schon Nacken und Knie gebeugt, und der Christ in ihm war auch damals schon zu demütig und selbstlos, um über alles Ungefunde, Kranke und innerlich Fremde des abgelebten Judentums siegreich und selbstherrlich zu triumphieren. Aber auch der Streit, der zu keinem vollen Siege führt, ist anziehend und lehrreich, und der Blick in die bewegte Seele des jungen Germanentums eine anheimelnde Freude auch noch für uns.

